

Französische Verwüstungen im eigenen Land

Ergebnisse eines Kriegsteilnehmers

Ein Kriegsteilnehmer schreibt der „Deutschen Tageszeitung“:

Im September 1914, sechs Wochen nach Ausbruch des Kriegs, kamen wir an einem in den französischen Ardennen, etwas abseits bei einem Weiler gelegenen Schloßchen vorbei. Der kleine Landstich bot einen unbeschreiblichen Anblick dar: Er war bis auf einige zerhackte Möbelreste vollständig ausgeräumt. Alle Fenster waren zertrümmert, selbst die Wandlöffelungen und ein Teil der Fußböden waren mit der Axt herausgebrochen und in den Kaminen verfeuert worden, wo unter den Ascheresten noch die angekohlten Trümmer von eisernen Stühlen und Mahagonischränken zu erkennen waren. Das typische Bild der Kriegsgreuel der „Boches“, wie es der Welt von der Entente-Lügenfabrik vorgemacht worden ist! Dabel waren wir die ersten „Boches“, die in den Ort kamen. Die Verwüstung, deren Eindruck erschütternd wirkte, war von der letzten französischen Einquartierung, einem Kolonial-Infanterie-Bataillon, angerichtet worden, das bei seinem Abzug schnell noch die sämtlichen Fenster eingeschlagen und die vollen und leeren Weinstöcken des Kellers zertrümmert und über die Fußböden gestreut hatte, damit die nachdringenden Deutschen keine Quartiere finden sollten.

Die französische Bevölkerung der Nachbarschaft war wütend über das viehische Betragen ihrer eigenen Truppen und hielt mit ihrer Meinung auch uns gegenüber nicht zurück. Der Bürgermeister war in der Lage, die verantwortlichen Offiziere namhaft zu machen. Ueberdies fanden wir Kreide geschrieben, die Quartiermachervermerke der Franzosen noch auf den Türen des Schloßchens, soweit diese Türen nicht zerhackt waren. Ich habe damals bei den zuständigen deutschen Stellen, weil ich die Wirkung der Entente-Lügen einigermassen beurteilen zu können glaubte, beantragt, den Zustand der Verwüstung amtlich, unter Zuziehung von Zeugen, die zu erreichen waren, zu protokollieren und durch Armee-Photographen beglaubigte Aufnahmen machen zu lassen. Meine Anregung drang leider nicht durch. Die zuständige Stelle war der Ansicht, daß es „uns gar nichts angehe“, wenn sich die Franzosen gegen die eigenen Landsleute wie die Banditen benähmen, und daß es uns ganz gleichgültig sein könne, wer nach dem — für uns selbstverständlich siegreichen — Krieg die französischen Schloßbesitzerin für ihren ungeheuren Verlust entschädige.

Es ist aber, wie das Justizverbrechen von Lille wieder beweist, fürwahr nicht gleichgültig, ob wir heute solche unantastbaren, neutral bezugten Beweisstücke in Händen haben oder nicht. Kein Deutscher, der in Frankreich, Belgien, Serbien und Rumänien seine Pflicht gegen sein Vaterland erfüllt hat, ist davor sicher, daß er auf einer Kriegsverbrecher- oder verurteilten-Liste steht. Der Verurteilte von Lille heißt nicht General von Nathusius, sondern er heißt: Jeder Deutsche Feldgrau. Auf Grund welcher Verdächtigungen ein französisches Kriegsgericht aber eine Klage annimmt und ein Urteil fabriziert, das hat die neueste Viller Verhandlung auch den Neutralen gezeigt!

Die Geschichte des Erdennen-Schloßchens, von dem ich spreche, und deren Einzelheiten ich bereit bin, vor jedem Gericht der Welt eidlich zu bezeugen, war noch nicht zu Ende. Da es in seinem Zustand für deutsche Belegung nicht in Betracht kam, so blieb es zunächst verlassen. In den Scheunen und Schuppen lagen noch allerhand Sachen. Für die Truppe waren sie ohne Wert, aber die französischen Nachbarn drangen durch die geprengten Tore der Belegung ein und nahmen die für sie brauchbaren Gegenstände, Ackergeräte, Karren, Schaufeln, Gartenschläuche usw. als „herrenloses Gut“ an sich. Selbst die Dachziegel eines Schuppens gingen mit, denn man erlebte damals im Frontgebiet

das Vorspiel unserer späteren Inflationszeit. Das Bild der Plünderung konnte kaum mehr gesteigert werden, als die inzwischen immer größer werdende Quartiernot die deutsche Kommandantur veranlaßte, auch diese bisher unbeachtete Ruine wieder in bewohnbaren Zustand zu setzen. Die Fußböden, die Türen, die Wandlöffelungen und die Fenster wurden durch deutsche Pioniere erneuert. An Stelle der rückständigen französischen Kamine traten in Anbetracht der wachsenden Not an Heizmitteln gute Kachelöfen für 60 bis 100 Mann war an Stelle der französischen Kaminherin und ihrer drei Dienstmädchen Unterkunft geschaffen, und die Truppenteile kamen und gingen oft sehr schnell. Da sie wenigstens die notdürftigsten Ausstattunggegenstände und Küchengeräte gebrauchten, so wurden diese durch die Kommandantur in oft sehr bürokratisch-deutscher Verzögerung geliefert, durch Requisition in Warenlagern oder verlassenen Wohnungen, aber immer in ordnungsmäßigen Formen und immer gegen vollwertige Quittungen. Dann kam der Waffenstillstand, mit ihm das furchtbare Rachegebrüll gegen die „deutschen Plünderer“. Ich habe mir, bei dem völligen Verlegen der deutschen Revolutionsbehörden, vielleicht als einziger gegen damals schweres Geld die in der Gegend unseres Aufenthalts in Frankreich erscheinenden französischen Zeitungen beschafft. Wochenlang waren sie ausgefüllt durch die Schilderungen der „deutschen Plünderungen“ und durch die Voranmeldungen auf den von Lloyd George und Wilson verkündeten Schabenerlaß. Auch jenes Ardennen-Schloßchen wurde als ein besonders bezeichnendes Beispiel deutscher Dürberei und Barbarei beschrieben und sogar abgebildet. Dann wurde es langsam friedlicher, und als eines Tags ein französischer Ingenieur seinen ganzen Hausrat, den er auf das Entschädigungskonto der Boches geschrieben hatte, vollständig auf dem Umzugswagen eines französischen Nachbarn wieder fand, schrieb er selbst die ardensnischen Heftblätter: Man habe in der Kriegsheide den Deutschen zuweilen Unrecht getan. (Die Urkunden befinden sich in meiner Hand.)

Alle diese Dinge haben während des Krieges und nach dem Zusammenbruche offen vor den Augen aller Kriegsteilnehmer gelegen. Wenn sie seitdem überhaupt verwischt werden konnten, so liegt die nicht gut zu machende Schuld zum guten Teil an der deutschen Reichsregierung und an den Parteien, die bis heute jeden Versuch der Gegenwehr gegen den ganzen Wust der Kriegsschuldlinge unterdrücken, weil man Frankreich nicht reizen dürfe.

Ob eine Nichtigkeitsbeiwerte den Freispruch des freierlich verleumdeten deutschen General Nathusius erbringt oder nicht, kann für den bebauerten alten Mann, nicht aber für das unter seinem Namen angeklagt, beschimpfte und verteumdete deutsche Volk entscheidend sein. Es ist nicht zu umgehen, daß die deutsche Regierung ein Verfallnis der letzten Jahre der Dual nachholt.

Vorweihnachtszeit

Seht, ist die Zeit, da die Heilmittlerei beginnt. Am guten Ganzen natürlich. Denn bis Weihnachten sind es ja nun keine ganz rötlichen Wochen mehr, und da legt man sich in aller Stille die Frage vor, was man dem lieben Nächsten schenken soll. Ist es gefunden, so darf darüber kein Wort verlauten. Wo käme sonst die Freude der Ueberraschung her?

Vater rechnet, Mutter rechnet. Langt es diesmal neben den „nützlichen Geschenken“ auch zu Dingen, die, ohne eigentlich „nützlich“ zu sein, doch erst Vergnügen und Stimmung machen? Zu einem Bastelkosten oder zur neuen Puppenküche, zu einem Pelschmuck für Mutter oder einem „Nischen“ für Vater? Im letzten Jahr brachten wir uns mit solchen Gedanken nicht sehr anzustrengen. Da ging es nach der Weise: „Ich hab' kein Geld, du hast kein Geld...“ Heuer ist es ja ein wenig besser. Aber auch wirklich nur ein wenig. Noch immer sind wir unter allen großen Kulturvölkern das ärmste. Der Schmachtieren sieht uns noch ziemlich fest und könnte eine Forderung wohl vertragen. Die Weihnachtsausflücht

sind etwas flau. Der Notstift zeichnet bedrängende Armut in den Wunschzettel hinein. Löhne und Preise stimmen nicht miteinander überein. Gene sind zu niedrig, diese zu hoch. Es fehlt an Kaufkraft. In solcher Lage gibt es zwei Wege, einen richtigen und einen falschen, genauer gesagt: einen meistens richtigen und einen meistens falschen.

Man kann es nämlich einmal so machen: Man läßt die Preise außer Spiel und hebt die Löhne herauf. Dann ist die Lage für den Augenblick gebessert. Aber was geschieht weiter? Die Produzenten, die ihren Arbeitskräften höhere Löhne bewilligen, finden allmählich, daß sie nicht mehr auf ihre Kosten kommen. Sie sehen also Schritt für Schritt auch ihre Preise hinauf; bald ist der Vorsprung der Löhne wieder eingeholt und der Stand der Dinge wieder der alte, aber freilich in höheren Zahlen. Siehe da, eine gute Bekannte aus der Inflationszeit, die endlose Lohn-Preis-Schraube! So geht es nicht. Wir haben es erlebt, und es war — nicht schön. Der Weg ist falsch, meistens falsch, denn damit soll nicht das Unrecht solcher einzelnen Lohnempfängerlassen, die mit ihren Bezügen bisher unverhältnismäßig dastanden, auf eine Lohnbesserung beschränkt werden, die ihnen zu einer gewissen Annäherung an den allgemeinen Durchschnitt verhilft. Die gegenwärtigen Lohnbewegungen bei der Reichsbahn und Reichspost haben sich ja auch im Lauf der Verhandlungen darauf gerichtet, vor allem jene Spitzenlöhne nach unten auf einen angemessenen Stand zu heben.

Der richtige Weg im allgemeinen aber ist ein planmäßiger Preisabbau. Also: nicht die Löhne den übertriebenen Preisen anpassen, sondern die Preise ermäßigen, daß die Löhne wieder zum anständigen Leben ausreichen. Nun kommt allerdings die Frage: Wer sät mit dem Preisabbau an? Wenn einer den andern in die Rippen stößt und keiner der erste sein will, dann können wir wohl noch lange bis nach Weihnachten warten. Indessen ist die Lage doch nicht hoffnungslos. Das Reich hat bereits Einsicht bewiesen, die Frachten der Reichsbahn ermäßigt, die Umsatzsteuer um ein Fünftel herabgesetzt und eine Verminderung der Post- und Fernspreckgebühren angekündigt. Auch der Einzelhandel, die letzte Stufe auf dem Weg der Ware vom Erzeuger zum Verbraucher, tut heute — gern sei es bestätigt — sein Bestes, um der Kundenschaft mit billigen Angeboten den Weihnachtseinkauf zu erleichtern. Aber manche große Faktoren unserer Volkswirtschaft gehen noch in vor-sichtsamem Kreise um die Aufgabe des Preisabbaus herum.

Wir können nicht mit Verlust verkaufen; wir müssen auch wieder einen Betriebsfond schaffen! Das sagen die Betriebsverwaltungen der Städte, und private Produzenten beten ihnen das Sprüchlein nur allzu gern nach. Warum kommt man aber nicht auf die so naheliegende Idee, billiger zu erzeugen — nicht nur durch Lohnrückere, sondern durch Verbesserung der Organisation und der Arbeitsweise —, was einem dann gestattet, auch bei billigeren Preisen trotzdem — oder vielmehr erst recht — rentabel zu wirtschaften? Dazu gehört freilich mehr als durchschnittliche Verwaltungsverfahren und Karriereweisheit; das verlangt industriellen Mut und Verstand. Sollte es daran in dem Land fehlen, das vor dem Krieg als Muster wirtschaftlicher Initiative und Tatkraft galt, und diesen Ruf auch heute noch vielfach in der Welt genießt? Wir holen den so arg verkürzten Wunschzettel wieder hervor und schreiben unten dran: „Lieber Weihnachtsmann, gib unseren Wirtschaftsleuten über Nacht eine gute Gabe Selbstvertrauen, damit sie wieder mit den Pfennichen kalkulieren lernen, und bringe uns den Preisabbau, möglichst noch vor Weihnachten!“
Dr. K.

So hilflos zu der Welt wird nie ein Tier geboren. Als wie der Mensch, der sich so hoch fühlt ausserordentlich. Warum? Es hat Natur dadurch uns sagen wollen, daß wir uns selber und einander helfen sollen. Die Mutter hilft zuerst dem Kind, der Vater dann; Dann hilft es ihnen, und sich selber hilft der Mann.
Rüdert

Der Karnikelbaron

Humoristischer Roman von Erik Günther

4] Strefow sah Kublike an, und der Hagere warf dem Diden einen Blick zu, daß Bittenhagen nicht mal einen Dienstmann besähe. Und endlich stotterte Kublike: „Selbst den dich, Herr... Herr...“ — er zauderte einen Augenblick und fuhr dann lähn fort: „Herr — Amtsrichter. Das is hier 'n ganz elendes, hunderbärmliches Nest.“

Georg Eberty stuchte betroffen, als er seine Amtsbezeichnung vernahm, lächelte leise, halb verwundert noch, und trat dann in den Raum. „Allerdings, ein elendes Nest... Aber woher wissen Sie denn, daß ich der neue Amtsrichter bin?“

Kublike redete sich stolz, daß er richtig vermutete, und sah Strefow triumphierend an. Er schien zu sagen zu wollen: „Siehste, Frihe!“ Gleich darauf war er mit seinen Augen bei dem neuen Vorgesetzten und erklärte: „Inserens vom Gericht hat das im Gefühl, Herr Amtsrichter. Man weiß gleich, wer zu uns gehört. Man braucht nur halb hinzuschneppern und steht sofort: Aha, das ist auch einer von die Kluten! Was unser alter Herr Amtsrichter war, der Herr Amtsrichter Briefewetter, Gott hab ihn selig, obgleich er sich im „Goldenen Engel“ seinen Tod getauft hat, der sagte immer: Kublike, sagte er, uns vom Gericht kann keiner dumm machen. Wir lassen uns aus dem A kein U drehen, nicht wahr, Kublike? Und dann puhte er seine Brille, schnupfte zweimal, sagte: Da, Kublike, auch mal eine genommen! und fragte: Na, Kublike, was liegt heute vor? Denn nämlich, Herr Amtsrichter, ich bin der Gerichtsd'ener Wilhelm Kublike.“ Er verneigte sich fast so tief wie ein die Raaba anbetender Metkapitler und fragte schließlich: „Erlauben der Herr Amtsrichter, daß ich dem Herrn Amtsrichter seinen Koffer trage?“

Georg Eberty hatte der langen Rede mit einem leisen, belustigten Lächeln zugehört und ein gut Teil seiner nicht unbedeutenden Mißstimmung abgeschüttelt. „Gewiß, wenn Sie so gut sein wollen! Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, lieber Ku... Kublike. Nicht wahr, so sagten Sie doch?“ „Kublike, zu dienen! Wilhelm Kublike.“ Er hob das e am Ende scharf hervor und buchstabierte zum Ueberfluß: „Ganz recht! Kublike. Jetzt weiß ich, und nun könnten wir wohl gehen?“

Kublike beeilte sich, seine sofortige Bereitschaft zu erklären. Als er den Betrag für Bier und Kimmel an Strefow entrichten wollte, meinte Eberty, er würde die Jech bezahlen, und Kublike solle nur noch ein Glas Bier trinken.

Mit dieser Freigebigkeit eroberte sich der neue Bittenhagener Amtsrichter das Herz seines Gerichtsdieners im Sturm. Der wäre von dieser Stunde an für Eberty durch reichendes Wasser und lohnendes Feuer gegangen.

Man brauchte vom Bahnhof bis zur Stadt eine knappe halbe Stunde. Die eintönige, durch flache Felder laufende Chauffee machte sich das Vergnügen, einen weiten Bogen zu beschreiben, ehe sie in gerader Richtung nach Bittenhagen führte. Man hatte sich seinerzeit beim Bahnbau mit echt pommerischer Dickköpfigkeit und kleinstädtischer Kurzsicht nach allen Regeln der Kunst gewehrt, die Bahn näher an die Stadt heranzubekommen. Einer wollte den Spektakel der fahrenden Züge nicht, der zweite sprach von Qualm und Gestank, der dritte konnte das gellende Pfeifen der Lokomotive nicht hören. Und zehn andere forderten für ihre beim Bahnbau in Betracht kommenden Ackerparzellen wahnwitzig hohe Preise. Da verlor man schließlich Lust und Geduld, mit den Querköpfen von Bittenhagen noch länger zu verhandeln, und führte die Bahn über fistalisches Terrain. Nun war man auf der andern Seite zurrieden. Wenigstens solange der Bau dauerte Ein halbes Jahr später weitererte und suchte ganz Bittenhagen, daß die „Dumme“ Bahn „so weit ab vorbei“ gehe. Und die ärgsten Krakeeler waren die, die das heimliche Pfaster setzten oder nie verließen. Aber es schimpfte sich doch so herrlich!

Auch Wilhelm Kublike schimpfte, als er an der Seite Georg Ebertys, den Koffer auf der Schulter tragend, auf Bittenhagen zuwanderte. Er nannte den Ort nur „Nest“, gab seinen Bewohnern eine Fülle von Kosenamen und rühmte im Gegensatz zu der hinterpommerischen Rückständigkeit die Intelligenz Berlins und seiner nächsten Umgebung.

Sie waren schon halbwegs Wegs. Kublike hatte dem vergnügt lächelnden und schweigend zuhörenden Amtsrichter nach dem vielen Geschimpfe zunächst von der Reise seiner Frau berichtet und kam nun, durch eine Frage Ebertys dazu angeregt, auf das Thema Dienst.

„Viel Sachen haben wir nich“, begann er, halb beruhigend, halb verächtlich sprechend. „Es kommt hier eben nicht viel vor. Einmal hatten wir 'n Raubmord. Aber das is

schon über zehn Jahre her. Manchmal stauben wir vor Langeweile die Alten aus. Was unser alter Herr Amtsrichter Briefewetter war, der sagte immer, wenn sich zwei in den Haaren lagen: Kinder, vertragt man euch wieder. Meistens hat er's geschafft, die Parteien zu versöhnen. Manchmal haben wir 'n bißchen Erbschaftsachen und etwas Grundbuchsachen. Aber schlimm is beides nich. Und der Herr Affessor von Bronau, der seit dem Tode unseres alten Herrn Amtsrichters die Vertretung hat, sagte gestern, als es so still bei uns war, daß die Mäule aus ihren Löchern kamen: „Wenn ich erst wieder glücklich von Bittenhagen fort bin, will ich vor Vergnügen einen Indianertanz auf-führen.“

Georg Eberty lief ein gelindes Grinsen über den Rücken. Also nicht mal frische, fröhliche Arbeit gab es hier, um darüber zum erlebten Vergessen zu kommen! Er mußte an Berlin denken, an die Stöße von Alten, die dort tagaus, tagein der Erledigung durch ihn gewartet hatten. Und hier nun so etwas wie Müßiggang, sehr oft zum mindesten Langeweile! Er schüttelte sich, schloß die Lippen hart und hörte kaum noch auf den redseligen Kublike, der eben in der Gegend orientierte und die Namen einiger Orte nannte, deren schlante Kirchtürme scharf umrissen in die klare Märzluft ragten.

Erst als ein schneller Hufschlag hinter ihnen hörbar wurde, riß er sich zurecht und fuhr aus seinen Grübeleien auf.

Gleich darauf ritt eine junge Dame auf einem braunen, feingliedrigen Pferde in eleganten Galopp an ihnen vorbei, bog ein Stück weiter hinaus plötzlich scharf nach links ab und spornete den Braunen zu einem Sprunge über den Chauffeegraben. Das Tier nahm das Hindernis mit grazioser Leichtfertigkeit und jagte dann, durch einen Gerienschlag angefeuert, mit gestreckten Galopp über einen sich weit-streckenden Bruchader, daß der Säbeler der schönen Reiterin malarisch nachflatterte.

„Wer war das?“ fragte Georg Eberty interessiert. „Die Karnikelkomte“, erklärte Kublike grinsend. Der Amtsrichter blieb insolge dieser außergewöhnlich merkwürdigen Bezeichnung höchlichst überrascht stehen und sah seinen Begleiter verständnislos an. „Wie? Die... Kar...“

(Fortsetzung folgt.)



Adventslicht
Licht muß wieder werden
nach diesen Tagen.
Licht uns nicht fragen,
ob wir es sehen;
es wird geschehen:
aufstehen wird ein neues Licht.
Herm. Claudius

Heimkehr
Zum Adventsfeiern

Wenn die Adventszeit anbricht, wenn es gegen Weihnachten zu geht, dann richten sich die Gedanken der Deutschen, die in der Fremde weilen, stärker als je nach der Heimat und die Erinnerungen der Alten wandern zurück in die Kindheit. Die Lösung Heimkehr ist ausgegeben, nur daß sie oft nicht buchstäblich befolgt werden kann. Viesien hat sich das Elternhaus verschlossen, und die Jugendzeit läßt sich ohnehin nicht wieder herbeizaubern. Um so stärker wird dann das Verlangen nach einer Heimkehr der Seele, eine Sehnsucht, die geradezu ein Zeichen unserer Zeit geworden ist. Eine Welt, die nach den Propheten einer überlebten Wissenschaft nur aus einem toten Wirbelnanz feienloser Atome besteht, ein Kulturfortschritt, der den Menschen zum Sklaven der Maschine und zur bloßen Nummer erniedrigt, eine Politik, in der Macht vor Recht geht und die Geldfrage den Ausschlag gibt, ein Vergnügungsbetrieb, der auf Oberflächlichkeit und Nerventügel berechnet ist — daran krankt unsere Zeit, daran muß unser Volk zugrunde gehen. „Mehr Seele“ — diese vielgehörte Forderung kann sich nur erfüllen, wenn die Seele selber wieder den Weg zu ihrem Ursprung gefunden hat. Er liegt im lebendigen Gott; aus seiner Fülle quillt, was von echtem persönlichem Leben und von wahrer Gemeinschaft unter uns Menschen vorhanden ist. Heimkehr zu ihm, nicht nur Einkehr bei sich selbst, das braucht unser Volk, das suchen seine Besten.

Es ist die Herrlichkeit der Adventsbotschaft, daß sie den Verirrten und Suchenden verkündigt: Gott kommt euch entgegen; er hat euch gesucht, ehe ihr ihn suchtet; er hat euch eure Irrwege verlegt, damit ihr umkehrt; und eure Sehnsucht ist sein Ruf. Diese Botschaft ist kein eitles Hirngespinnst; sie stützt sich auf eine weltbewegende Tatsache der Geschichte, auf den gewichtigsten Namen, auf Christus. Er ist das Licht aus der Heimat, das den Tastenden in der Dämmerung den Weg weist, der Gottesheld, der die Erschöpften zu neuen Menschen macht. Die Heimkehr, die der Advent bringt, ist nicht Weltflucht, sondern der Anfang einer neuen Menschheit. Die sich auf dieser Heimkehr finden, die fühlen sich in tiefer Seele verwandelt; das Lied aus der ewigen Heimat, das in ihnen klingt, bringt einen neuen Ton in das Einerlei des Alltags; und diese Töne schwellen an zu einem vielstimmigen Chor, den man selbst auf dem lauten Markt des Lebens nicht überhören kann.

Deutsches Volk, du Volk der Seelentiefe, wann feierst du deinen Advent?
H. Pf.

Allerlei

Das Jubiläum des Streichholzes. Der „Türmer“ macht darauf aufmerksam, daß vor genau hundert Jahren, 1824, der Engländer Congrev die Streichhölzer erfand. Allerdings hatten sie noch viele Mängel. Ihr Zündköpfchen bestand aus Schwefel, das mit einer Verbindung aus Kaliumchlorat und Schwefelantimon überzogen war. Die geringste Wärme

konnte diese Masse zum Entflammen bringen, und da die Streichholzschachteln erst später erfunden wurden und man die Hölzchen anfangs lose in der Tasche trug, gab es oft schmerzhaftere Verbrennungen, bis schließlich die Polizei die Hölzchen ganz verbot. Erst acht Jahre später kamen in Deutschland Hölzchen auf, die in ein Glaschen mit weißem Phosphor getaucht werden mußten, um sie zu entzünden. Auch diese hatten ihre Unbequemlichkeiten, doch gewöhnte sich die Welt bald an sie, und als 1848 der Professor Böttger in Frankfurt a. M. das berühmte „Sicherheitsstreichholz“ erfand, das an einer präparierten Reibfläche entzündet wird, fand er damit gar keinen Anklang. Erst der Schwede Lundström, der Böttgers Erfindung aufgriff und ausbaute, gewann dem „Schwedischen Streichholz“ seine Bestsellung.

Die Berliner Oper in Amerika gehört. Bei dem in vorletzter Nacht vorgenommenen Versuche einer Radiübermittlung übers Meer anlässlich der Internationalen Radiowoche in Neunork gelang es mit Hilfe von sieben Superheterodyn-Röhren, die Berliner Opernvorstellung anzuhören. Ferner wurde das gesamte Programm einer weiteren deutschen Station aufgenommen; es konnte aber nicht festgelegt werden, von welcher.

Ein Riesenschwindel. In Halifax wurde ein seit einem Jahre gesuchter Schwindler Korrez verhaftet, der von der amerikanischen Polizei wegen Betrügereien in Höhe von zwei Millionen Dollar, die er in Chicago unter falschem Namen verübt hatte, gesucht wurde. Er hielt sich unter falschem Namen als angeblicher Schriftsteller in Halifax auf und führte ein verschwenderisches Leben.

Das Dekret des Mikado. Wie bereits berichtet, hat der Kaiser von Japan ein Dekret gegeben, daß in Zukunft die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses auch Angehörige nichtlebendiger Familien ehelichen dürfen. Nur der Kaiser und der Kronprinz bleiben an das alte Hausgesetz gebunden. Das Dekret macht dem alten japanischen Brauch ein Ende, nach dem für das Kind in der Wiege schon der Lebensgefährte bestimmt wurde. Bisher war es üblich, daß jede Prinzessin sofort nach ihrer Geburt einem gleichaltrigen Prinzen versprochen wurde. Das Dekret wurde veranlaßt durch ein Gesuch des Prinzen Masira Kuni, der den Mikado bat, seine Verlobung zu der man ihn der Sitte gemäß gezwungen hatte, lösen zu dürfen. Zur gleichen Zeit, als der Prinz seine Freiheit wieder erlangt hatte, heiratete seine Schwester den Sohn eines einfachen Adligen.

Uebertrumpft. Unser Großvater hat eine Klasse, in der Spiegel sich alles. — Gar nichts gegen unsern Onkel, wenn der beim Regen zum Fenster hinausschau, gibts einen Regenbogen. (H. H.)

Der Christmonat. Der 12. und letzte Monat, der Dezember, hat, wie seine Vorgänger, einen lateinischen Namen. Im altrömischen Kalender war es der 10. Monat, weshalb er auch Dezember heißt (decem = 10). Karl der Große nannte ihn, als er den Monaten deutsche Namen beilegte, den heiligen Monat. Später erhielt er die feierliche Bezeichnung Christmonat, denn er birgt das schönste Fest, Weihnachten, in sich. Schon deshalb tritt alt und jung freudig über die Schwelle des Dezembers, aber auch weil mit ihm der Winter beginnt. Das Sprichwort bringt uns für einen kalten Winter Korn und Brot. Dezember fällt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höhe. Der Volksmund beschäftigt sich natürlich vor allem mit Weihnachten: Grüne Weihnachten — weiße Ostern. Der Landmann runzelt über einen milden Winter die Stirn ganz bedenklich: Dezember warm, daß Gott erbarm! Dezember mild und naß, gibt leere Speicher und Faß.

Evang. Gottesdienst. Sonntag, 30. Nov. Adventsfeiern. 9 1/2 Uhr Predigt: Stadtpfarrer Dr. Federlin. Mitwirkung des Kirchenchors. Im Anschluß Feier des hl. Abendmahls. 11 Uhr Kindergottesdienst. Keine Christenlehre. 5 Uhr Predigt: Stadtpfarrer Dippon.

Kath. Gottesdienst. Sonntag, 30. Nov., 1. Advent. 7 1/2 Uhr Frühmesse, 9 1/2 Uhr Predigt und Amt, 1 1/4 Uhr Christenlehre und Andacht.

Werktags: Montag keine hl. Messe, an den übrigen Tagen 7 1/2 Uhr hl. Messe, Freitag 7 1/2 Uhr Korate.

Beicht: Samstag nachm von 4 Uhr an, Sonntag in der Frühe, Werktags vor der hl. Messe.

Kommunion: Sonntag bei der Frühmesse, Montag nicht, an den übrigen Tagen bei der hl. Messe.

Wahlkuriosum. Früher, beim Wählen mit namentlichen Stimmzetteln, die der Wähler mit dem Namen des gewünschten Kandidaten selbst anschreiben durfte, ereignete es sich häufiger, daß Stimmen für irgendwelche Außerseiter abgegeben wurden, die entweder gerade im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses standen oder sich sonstwie der besonderen Gunst eines Wählers erfreuten. Ebenso kam es vor, daß jemand in unerschütterlichem Glauben an die eigene politische Bedeutung sich selbst wählte oder auch daß ein wohlherzogener Ehemann seine gewichtige Stimme für den eigenen weiblichen Vorgesetzten abgab usw.

Unser heutiges Listenwahlverfahren bietet zu derartigen „Scherzen“ keine rechte Möglichkeit mehr. Trotzdem versuchen sich lockere Spaßvögel auch hieran gelegentlich. So wurde ein origineller Stimmzettel bei der letzten Wahl in einem sächsischen Gebirgsort vorgefunden; eine resolute Wählerin, die offenbar durch die weitgehenden Wahlversprechungen ihres Kandidaten etwas mißtrauisch geworden war, hatte darauf vermerkt:

Ich helfe Nr. 9 zum Ziel,
Weil mir der Mann soweit gefiel.
Das heißt — versprach er uns zu viel
Wasch' ich den Pelz ihm mit — Persil!



Wer sinngemäß das anwendet, was Tausenden seit Jahren geholfen hat, kommt mit seiner Gesundheit so leicht nicht in Not. Wenn Sie den echten Schwarzwälder Fichtennadel-Franzbranntwein, Marke „Eber“, noch nicht kennen sollten, so gehen Sie in die Medizinal-Drogerie und lassen sich eine Flasche; Sie werden über den Erfolg überrascht sein. — Fichtennadel-Franzbranntwein ist das einzige wahre Einreibungsmittel bei Rheumatismus, Gicht, allgemeinen nervösen Schmerzen, Mattigkeit, Schiass, Herenschuß, desgl. bei Anwendung nach körperlicher Anstrengung Sport etc.

Haben Sie 'ne „GUTE FEE“ zu Haus?

Wo im Haus 'ne „Gute Fee“,
Gibt es weder Leid noch Weh'.

- „GUTE FEE“ erst seit Kurzem im Handel, hat schon die Welt im Sturm erobert.
- „GUTE FEE“ ist das hervorragendste Heilmittel, das die Welt je gekannt hat. Seine Erfolge sind einzig in ihrer Art.
- „GUTE FEE“ ist das Mittel, welches von jahrelang quälenden Gicht-, Ischias- und rheumatischen Schmerzen radikal befreit.
- „GUTE FEE“ ist das unersehbliche Mittel bei Neuralgie, Grippe, Kopf- und Nervenschmerzen. Es hilft sofort.
- „GUTE FEE“ ist keine chemische Arznei, sondern ist aus verschiedenen heilkräftigsten Pflanzenstoffen hergestellt.
- „GUTE FEE“ greift das Herz nicht an, im Gegenteil stärkt es.
- „GUTE FEE“ ist ein absolut unschädliches, giftfreies Präparat in Extraktform, welches nicht allein Schmerzen für den Augenblick stillt, sondern auch das Leiden in ganz kurzer Zeit ein für alle Male wirklich beseitigt.

So etwas ist noch nicht dagewesen!

„GUTE FEE“ heilt das Leiden — und wir können es beweisen

an Hand der vielen Dankschreiben. / Anaufgefordert schreiben uns am 29. Oktober 1924 Herr und Frau Georg Eckel, Feilergeschäft, Tübing (Weyern):
Nicht länger will ich säumen, Ihnen über mein Befinden bzw. Ischias Bericht zu erstatten. Ihr Mittel ist einfach großartig. Nichts hat geholfen, nachdem ich schon 3 Monate lang keine Nacht schlafen konnte, vor Schmerzen am Beckenweifen war. Ich hatte zu Ihrem Mittel, aufrichtig gesagt, kein Vertrauen mehr, da ich ja schon so vieles probierte und keines Binderung brachte. Was ich nicht mehr für möglich hielt, ist durch Ihre Mittel zur Wahrheit geworden, daß ich von meinem hartnäckigen Leiden befreit wurde. Wie wohl mir zu Mute ist, kann ich Niemandem sagen. Nehmen Sie nun für Ihre Hilfe meinen heißen Dank entgegen....

Wenn Jemand, den wir nie im Leben gesehen haben, aufgefördert einen solchen Brief schreibt, dann ist es eben ein weiterer schlagender Beweis für die glänzenden Wirkungen unseres Heilmittels „GUTE FEE“.

Das ist kein fauler Zauber, das ist einfach Tatsache.

Der Preis des „GUTE FEE“ ist Mark 3.— frei Haus gegen vorherige Einzahlung des Betrages.
Aus Reklamegründen erhält bis zum 31. Dezember 1924 jeder 50ste Besteller eine Flasche „GUTE FEE“ gratis und franko.

Nur ein Versuch kann überzeugen!

Mark 3.— ist ein so geringer Betrag, daß ein Jeder, der leidet, es sich leisten kann, gesund zu werden.

Wieland-Apotheke, Versand-Abtlg. 3614,
Berlin W 15, Hohenzollerndamm 2.

Bitte, Namen und Adresse recht deutlich zu schreiben.

Sinnige Gaben
wie



FOCHTENBERGER'S
Colnisches Wasser
erfreuen stets.

Infolge seiner besonderen Zusammensetzung hervorragendes Stärkungsmittel für schwache Augen.

Feinste Eier-Rudeln, per Pfd. 40 Pfennig.
Schweineschmalz, per Pfund 95 Pfennig.
Karoline Bender & Söhne.

Die langen Winterabende sind nun wieder da! Da gibt es keine angenehmere Unterhaltung als ein gutes Buch aus unserer wieder reich ergänzten

Leihbibliothek!
und bitten höflich um güt. Zuspr. auch
Geschw. Flum
Buchhandlg., n. d., Sonne.

Metallbetten
Stahlmattlatzen, Kinderbetten.
Dir. an Private. Katalog 44 C frei.
Eisenmöbelfabrik S U R L, Thür.